Philologische Studien und Quellen

Anna Kapuścińska

Grenzphänomene zwischen Text und Bild am Beispiel multimedialer Nachrichtensendungen

ESV ERICH SCHMIDT VERLAG

ERICH
SCHMIDT
VERLAG

PHILOLOGISCHE STUDIEN UND QUELLEN

Herausgegeben von
Bernd Bastert, Volker C. Dörr, Jens Pfeiffer,
Jürgen Schiewe und Hartmut Steinecke

Band 257

Grenzphänomene zwischen Text und Bild am Beispiel multimedialer Nachrichtensendungen

von Anna Kapuścińska

ERICH SCHMIDT VERLAG

Weitere Informationen zu diesem Titel finden Sie im Internet unter
ESV.info/978 3 503 17185 9

Gedrucktes Werk: ISBN 978 3 503 17184 2
eBook: ISBN 978 3 503 17185 9

ISSN 0554-0674

Alle Rechte vorbehalten
© Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2017
www.ESV.info

Ergeben sich zwischen der Version dieses eBooks
und dem gedruckten Werk Abweichungen,
ist der Inhalt des gedruckten Werkes verbindlich.

Inhaltsverzeichnis

1. Einführung 7
1.1 Problemstellung 7
1.2 Zielsetzung 8
1.3 Aufbau 9

2. *Text* und *Bild* in der Semiotik 11
2.1 Gegenstand semiotischer Forschung 11
2.2 Grundmerkmale der Zeichen 19
2.3 *Text* und *Bild* als Zeichen 27

3. *Text*-Kategorie in der Textlinguistik 30
3.1 Textlinguistik und Textwissenschaft 30
3.2 Zum Problem des *Text*-Begriffs 31
3.3 Forschungsgegenstand der Textlinguistik 41
3.3.1 Mündlich vs. schriftlich 41
3.3.2 Einsätzig vs. mehrsätzig 45
3.3.3 Rein monologisch vs. mit dialogischen Passagen 53
3.3.4 Rein sprachlich vs. gemischt 57
3.4 Umgang mit den Grenzphänomenen der *Text*-Kategorie 62
3.4.1 Ausschließender Ansatz 62
3.4.2 Ignorierender Ansatz 65
3.4.3 Einschließender Ansatz 68
3.4.4 Relativierender Ansatz 71
3.5 Grenzen der *Text*-Kategorie 73

4. *Bild*-Kategorie in der Bildwissenschaft 79
4.1 Bildwissenschaft und Bildlinguistik 79
4.2 Zum Problem des *Bild*-Begriffs 91
4.3 Forschungsgegenstand der Bildwissenschaft 101
4.3.1 Artifiziell vs. natürlich 101
4.3.2 Flächig vs. nicht flächig 107
4.3.3 Dauerhaft vs. flüchtig 112
4.4 Umgang mit den Grenzphänomenen der *Bild*-Kategorie 115
4.4.1 Ausschließender Ansatz 115

4.4.2 Ignorierender Ansatz 116
4.4.3 Relativierender Ansatz 117
4.5 Grenzen der *Bild*-Kategorie 118

5. Grenzphänomene zwischen Text und Bild 122
5.1 Zum Begriff der Grenzphänomene 122
5.2 *Textualitäts*- und *Bildlichkeits*-Parameter 126
5.2.1 Nicht adversative „ausschließende“ Parameter 128
5.2.1.1 Korrektheit 128
5.2.1.2 Flächigkeit 136
5.2.2 Adversative „ausschließende“ Parameter 143
5.2.2.1 Sprachlichkeit 144
5.2.2.2 Ähnlichkeit 146
5.2.3 Ansätze zur Relation zwischen Textualität und Bildlichkeit 152
5.2.3.1 Komplementaritäts-Relation 152
5.2.3.2 Dominanz-Relation 155
5.2.3.3 Gleichberechtigungs-Relation 156

6. Fallstudie – multimediale Nachrichtensendungen 158
6.1 Analysegegenstand 159
6.2 Praktische Vorgehensweise 161
6.3 Korpus-Analyse 163
6.3.1 Hintergrundgraphik 163
6.3.2 Hyperlink 169
6.3.3 Logotype 172
6.3.4 Nachrichtenticker 177
6.3.5 Personenbezeichnungsfläche 183
6.4 Ergebnisse 188

7. Zusammenfassung und Ausblick 190

Anhang – multimodale Transkription 192
Untersuchungskorpus 302
Literaturverzeichnis 305

1. Einführung

Der Anstoß zur Entstehung dieser Arbeit war die ketzerische Frage „Brauchen wir einen neuen Textbegriff?“ (Fix / Adamzik / Antos / Klemm 2002), die trotz der vergangenen Zeit immer wieder in der Textlinguistik zurückkehrt. Eine verneinende Antwort muss zwangsläufig zu der wissenschaftlichen Demut und der Schlussfolgerung führen, dass es semiotische Phänomene gibt, für die die Linguistik nicht (mehr) blind bleiben darf (vgl. Schmitz 2005), die jedoch gleichzeitig außer der Reichweite linguistischer Forschung liegen.

1.1 Problemstellung

Diese Arbeit betrachtet Grenzphänomene zwischen Text und Bild, daher fügen sich die vorliegenden Überlegungen in das Paradigma einer linguistisch perspektivierten Auseinandersetzung mit der *Bild*-Kategorie ein. In der linguistischen Betrachtung des Bildes zeichnen sich gegenwärtig zwei grundsätzliche Tendenzen besonders deutlich ab.

Die erste, tief in der linguistischen Tradition verwurzelte Tendenz führt unvermeidlich zur Hermetisierung des Forschungsbereichs, was sich im Rahmen der textlinguistischen Forschung mit mehreren Beispielen exemplifizieren lässt. Die textlinguistischen Versuche, den „wiederentdeckten“ *Text*-Begriff näher zu bestimmen, rangieren von den Bemühungen, die Texte durch zahllose Verbal- bzw. Merkmaldefinitionen von den sogenannten „Nicht-Texten“ abzugrenzen (vgl. de Beaugrande / Dressler 1981: 3; Heinemann / Viehweger 1991: 14; vgl. dazu auch Heinemann / Heinemann 2002: 95–96), die vor allem die Anfangsphase der Textlinguistik kennzeichnen, bis zur vorsätzlichen Konzentration auf die prototypischen *Text*-Merkmale, die in der Prototypentheorie zum Ausdruck kommt (vgl. Sandig 2000; 2006: 309–312). Der Verzicht auf den obligatorischen Charakter der thematisierten Merkmale und dadurch auf das fragliche Konzept der „Nicht-Texte“ ist zweifellos als eine unübersehbare Errungenschaft in der Entwicklung der Textlinguistik zu betrachten. Dennoch ist dabei die textlinguistische Sichtweise nach wie vor auf die prototypischen Texte beschränkt, indem die weniger prototypischen oft unbeachtet bleiben.

Dem ist die zweite textlinguistische Tendenz entgegenzusetzen, die auf dem Ansatz basiert, dass man den tatsächlichen Forschungsgegenstand der Sprachwissenschaft nicht als die „Sprache pur“ betrachten darf, die „freigelegt, herauspräpariert, von allem störenden Drumherum befreit, haltbar gemacht, zur besseren Betrachtung aufbereitet und fixiert“ (Holly 2009: 389) werden kann. Als ein Versuch, die Bilder in die textlinguistische Analyse miteinzubeziehen, ist die Bildlinguistik zu betrachten, womit „die Betrachtung der Bezüge zwischen Sprache und Bild in Gesamttexten und die Nutzbarmachung linguistischer Konzepte, Modelle und Methoden für die Beforschung des in vorwiegend massenmediale Texte integrierten Bildes“ (Klemm / Stöckl 2011: 9) intendiert werden.

In Anlehnung an die *Bild*-Kategorie werden in der Linguistik zumeist komplexe Einheiten konzeptualisiert, die den (sprachlichen) Text und das Bild enthalten. Anderen Einheiten, wie die in der vorliegenden Arbeit diskutierten Grenzphänomene, die auf inhärenten Wechselbeziehungen zwischen der Textualität und Bildlichkeit basieren, wird hingegen nach wie vor – abgesehen von den Überlegungen zur Typographie des Textes (vgl. u. a. Stöckl 2004b) – relativ wenig Aufmerksamkeit gewidmet.

1.2 Zielsetzung

Inzwischen erweisen sich die beiden Betrachtungsweisen der Bilder, denen man entweder jeglichen Platz in der textlinguistischen Analyse abspricht oder uneingeschränkte Textualität zuschreibt, besonders in Bezug auf diese Einheiten als unzulänglich. Mit der vorliegenden Arbeit wird daher darauf abgezielt, einen Ansatz vorzuschlagen, der als eine Alternative für den bisherigen Umgang der Textlinguistik mit der Bildlichkeit zu verstehen ist.

Den Ausgangspunkt dafür bildet die Voraussetzung, dass *Text* und *Bild* gemäß der Peirceschen Semiotik als *Zeichen*-Kategorien zu betrachten sind (vgl. Peirce 1998: 64–67). Dabei wird der *Zeichen*-Begriff von Eco angenommen (vgl. Eco 1977: 167–168), dessen breite *Zeichen*-Auffassung zumindest zwei Vorteile für diese Arbeit aufweist. Es wird dadurch erstens die Distinktion zwischen den mehr und weniger prototypischen Zeichen und zweitens eine allzu enge Abgrenzung der *Zeichen*-Kategorie vermieden, die zum Ausschluss der weniger prototypischen Einheiten führen würde. Die Entscheidung für eine solche *Zeichen*-Definition erscheint besonders hinsichtlich der vorliegenden Arbeit als vertretbar, da die Grenzphänomene bei einem engeren Begriff mit höchster Wahrscheinlichkeit aus der *Zeichen*-Kategorie ausgeschlossen werden müssten.

Die Semiotik wird in dieser Arbeit als eine Oberdisziplin für die Linguistik (darunter auch Textlinguistik) und Bildwissenschaft aufgefasst. Der

Forschungsgegenstand dieser semiotischen Disziplinen sind entsprechend die *Text*- und *Bild*-Kategorie, unter der Voraussetzung, dass es zwischen den beiden Kategorien möglicherweise Berührungspunkte geben kann. Der Verifizierung dieser Annahme dient der Versuch, die in den beiden Disziplinen etablierten Grenzen dieser Kategorien abzustecken. Aus den ausgewählten *Text*- und *Bild*-Definitionen werden dafür die Parameter exzerpiert, deren Abwesenheit eindeutig als eine Prämisse für die Ausgrenzung einer Einheit aus der jeweiligen Kategorie dargestellt wird. Nach dem Kriterium der höchsten Okkurrenz lässt sich auf solche Art und Weise ein Katalog der *Textualitäts*- und *Bildlichkeits*-Parameter erstellen, der eine interdisziplinäre Betrachtung der Grenzphänomene zwischen Text und Bild ermöglicht, bei der die textuellen und bildlichen Aspekte gleichermaßen in Betracht gezogen werden.

1.3 Aufbau

Diese Arbeit besteht aus sieben Kapiteln. Nach dem einführenden Kapitel 1 wird in Kapitel 2 die semiotische Grundlage der vorliegenden Überlegungen umrissen. In der Diskussion über den Stellenwert der *Text*- und *Bild*-Kategorie wird die von Peirce geprägte Semiotik der strukturalistischen Semiologie de Saussures gegenübergestellt, indem die grundsätzlichen Diskrepanzen zwischen den beiden Ansätzen zur Lehre von Zeichen kontrastiert werden.

In Kapitel 3 wird die linguistische *Text*-Kategorie thematisiert. Der Abgrenzung der Sichtweise von der interdisziplinären Textwissenschaft folgt die Diskussion des Problems eines universellen *Text*-Begriffs und ausgewählter *Textualitäts*-Dimensionen, die eine erhebliche Varietät innerhalb der Textlinguistik aufweisen. Im weiteren Teil des Kapitels werden unterschiedliche Ansätze zu den umstrittenen Grenzbereichen der *Text*-Kategorie diskutiert, wobei der ausschließende, ignorierende, einschließende und (hiermit postulierte) relativierende Ansatz unterschieden werden. Anschließend folgt die Exzerption der *Textualitäts*-Parameter vom ausschließenden Charakter aus den analysierten *Text*-Definitionen.

Das Kapitel 4 widmet sich einer analogen Betrachtung der *Bild*-Kategorie. Es wird darin zwischen der bildlinguistischen und bildwissenschaftlichen Perspektivierung der Analyse gewählt, wobei die Entscheidung zugunsten der zweiten getroffen wird. Im Anschluss an die Diskussion über das Problem der *Bild*-Definition und ausgewählte variable Dimensionen der *Bild*-Kategorie werden die Ansätze zu den Grenzbereichen besprochen, unter denen der ausschließende, ignorierende und relativierende Ansatz kon-

zeptualisiert werden. Abgeschlossen wird dieses Kapitel durch die Auflistung ausschließender *Bildlichkeits*-Parameter, die aus den analysierten *Bild*-Definitionen exzerpiert sind.

Die als ausschließend geltenden *Textualitäts*- und *Bildlichkeits*-Parameter werden in Kapitel 5 zusammengestellt und durch das Prisma der Grenzphänomene zwischen Text und Bild betrachtet. Nach der Ausrahmung der Parameter, die den beiden semiotischen Kategorien gemeinsam sind (und daher keinen ausschließenden Wert in Bezug auf die Dichotomie zwischen der *Text*- und *Bild*-Kategorie haben können), wird die Unterscheidung in nicht adversative und adversative Parameter vorgenommen. Während die nicht adversativen zwar nur bei einer Kategorie konzeptualisiert werden, aber sich problemlos auch auf die zweite übertragen lassen, scheinen die adversativen auf die zweite Kategorie kaum übertragbar zu sein, was sich jedoch in Bezug auf die Grenzphänomene widerlegen lässt.

In Kapitel 6 wird die praktische Anwendung des dadurch erarbeiteten Modells überprüft. Das Analysekorpus bilden Hintergrundgraphiken, Hyperlinks, Logotypen, Nachrichtenticker und Personenbezeichnungsflächen in jeweils fünfundzwanzig Folgen von vierzehn deutschsprachigen Nachrichtensendungen, die mit den *Textualitäts*- und *Bildlichkeits*-Parametern verglichen werden.

Diese praktische Überprüfung des vorgeschlagenen Ansatzes liefert eine geeignete Basis für die in Kapitel 7 formulierten Postulate bezüglich der Weiterentwicklung der Textlinguistik als einer semiotischen Subdisziplin, die immer häufiger mit semiotischen Grenzphänomenen konfrontiert wird.

2. *Text* und *Bild* in der Semiotik

Bevor auf die Charakteristika der Kategorien *Text* und *Bild* eingegangen wird, ist darauf hinzuweisen, dass sie in der vorliegenden Arbeit als Zeichen-Kategorien gelten und daher durch das Prisma der Semiotik als der Lehre von Zeichen betrachtet werden. Weil die moderne Semiotik keine homogene Disziplin ist (vgl. u. a. Trabant 1996: 12), wird der in der vorliegenden Arbeit vertretene Ansatz und der daraus resultierende Stellenwert der *Text*- und *Bild*-Kategorie im Folgenden diskutiert.

2.1 Gegenstand semiotischer Forschung

In der modernen Semiotik lassen sich zwei wissenschaftliche Traditionen (und konsequenterweise auch zwei Hauptansätze) aufzeigen, wovon die erste ihren Ursprung in der Philosophie hat, die zweite dagegen in der modernen europäischen Linguistik (vgl. Trabant 1996: 16).[1] Mehrmals werden sie entsprechend als die „Peircesche" (Trabant 1996: 45) und „Saussuresche" (Trabant 1996: 44) Theorie bezeichnet. Auch wenn es keine Übertreibung wäre, Peirce und de Saussure für die Ikonen der beiden Ansätze zu halten, scheinen solche Bezeichnungen nicht adäquat zu sein, da ihre Gedanken von zahlreichen Nachfolgern immer wieder aufgegriffen und weitergeführt worden sind. Aus Distinktionsgründen wird daher die „philosophische" Semiotik in dieser Arbeit als Semiotik bezeichnet, während für die „linguistische" Semiotik der von de Saussure eingeführte Begriff *Semiologie* gilt.

Zwar gibt es zahlreiche semiotische Theorien, die die Semiotik und Semiologie zu verknüpfen versuchen, jedoch markieren die beiden Ansätze nach wie vor „deutliche Fronten innerhalb der semiotischen Diskussion" (Trabant 1996: 45). Wegen wesentlicher Diskrepanzen, aus denen sich Unterschiede in der gesamten Forschungsmethodik ergeben, ist es am Anfang der Analyse nötig, sich entweder dem einen oder dem anderen Ansatz anzuschließen. Es gibt zumindest zwei Argumente für die Wahl der Semiotik (und nicht der Semiologie) als theoretische Grundlage für diese Arbeit.

---

[1] Eine ausführliche Beschreibung der beiden Ansätze liefert u. a. Trabant (1996: 30–47).

Erstens lässt sich nur schwer ein Grund dafür finden, sprachlichen Zeichen den Vorrang vor anderen Zeichen einzuräumen. Die semiologische Konzentrierung auf die Zeichen der Sprache führt unvermeidlich zur Vernachlässigung anderer „Systeme" von Zeichen – wie die Systeme von „der Schrift, dem Taubstummenalphabet, symbolischen Riten, Höflichkeitsformen, militärischen Signalen usw." (de Saussure 1967: 19) –, die demnach als weniger wichtig gelten (vgl. de Saussure 1967: 19). Auch wenn sich die Semiologie in mehrere Teildisziplinen gliedert, von denen nur die Linguistik die Kategorie der sprachlichen Zeichen untersucht, wird ihr deutlich mehr Aufmerksamkeit als den anderen „semiotischen Fakten" geschenkt (vgl. Trabant 1996: 37–38). Man betrachtet das sprachliche Zeichen – das dabei mit dem Wort gleichgesetzt wird (vgl. Trabant 1996: 30; vgl. dazu de Saussure 1967: 76–79) – als „das Zeichen par excellence" (Trabant 1996: 30). Inzwischen ist vielmehr (wenn man die Stellung von Eco akzeptiert, die sich auf die Peirceschen Erkenntnisse stützt) für eine wesentlich breitere Sichtweite der Semiotik zu plädieren. Diese lässt sich mit der von Eco verfassten Liste semiotischer Forschungsgebiete illustrieren, die jedoch, wie er selbst betont, nicht vollständig ist. Die Tatsache, dass die aufgelisteten Gebiete keiner Hierarchisierung unterzogen sind, führt zur Aufwertung der von der Semiologie vernachlässigten Forschungsgebiete und Herabsetzung der Linguistik zu einer von zahlreichen semiotischen Disziplinen, die demnach nur ein Forschungsgebiet – „natürliche Sprachen" (Eco 2002: 24; vgl. dazu auch Kapuścińska 2015: 67) – erfasst.

Zweitens kann die Anwendung des für sprachliche Zeichen gültigen linguistischen Forschungsinstrumentariums zur Einschränkung des Forschungsumfangs der Zeichenlehre beitragen. Wenn man die allgemeinen Prinzipien der Zeichenhaftigkeit aus der Analyse sprachlicher Zeichen ableitet, wird der zeichenhafte Charakter mehrerer nicht-sprachlicher Einheiten (die in der Semiotik ebenso als Zeichen gelten) in Frage gestellt. Dies gilt insbesondere für drei Merkmale, die die Semiologie den sprachlichen Zeichen zuschreibt: die Beliebigkeit, das Vorhandensein des Signifikanten und Signifikats sowie die doppelte Gliederung des Zeichens.

Dabei ist die Forderung nach der Beliebigkeit[2] des Zeichens eng mit der Saussureschen *langue* verbunden, die als „das Produkt, welches das Individuum in passiver Weise einregistriert" (de Saussure 1967: 16), d. h. „das

[2] Gebräuchliche Bezeichnungen für die Saussuresche *arbitraire du signe* sind – neben der *Beliebigkeit* (vgl. de Saussure 1967: 79–82) – auch *Willkürlichkeit* und *Konventionalität*. Trabant macht dennoch auf den Unterschied in der Bedeutung der beiden Begriffe aufmerksam. Die *Konventionalität* hat demnach eine umfassendere Bedeutung, weil sie „auf einer *historischen Tradition* einerseits oder auf einer *ausdrücklichen Vereinbarung* andererseits" (Trabant 1996: 63, Hervorhebung im Original) beruhen kann.

System der Elemente und Regeln, die die Bildung bedeutungstragender Zeichen erlauben“ (Eco 1977: 96), aufgefasst wird.

> Das Band, welches das Bezeichnete mit der Bezeichnung verknüpft, ist beliebig: und da wir unter Zeichen das durch die assoziative Verbindung einer Bezeichnung mit einem Bezeichneten erzeugte Ganze verstehen, so können wir dafür auch einfacher sagen: das sprachliche Zeichen ist beliebig. (de Saussure 1967: 79, Hervorhebung im Original)

Weil die Sprache (*langue*) als „ein System von Zeichen“ (de Saussure 1967: 19) fungiert, wird darauf das Hauptaugenmerk in den semiologischen Untersuchungen gerichtet. De Saussure plädiert explizit dafür, „sich von Anfang an auf das Gebiet der Sprache (zu) begeben“ (de Saussure 1967: 11, Hervorhebung im Original), wodurch sich angeblich die Schwierigkeiten mit der Festlegung des Gegenstands sprachwissenschaftlicher Forschung überwinden lassen, der sich ohnehin als kein „einheitliches Ganzes“ darbietet, denn

> entweder halten wir uns an eine einzige Seite jedes Problems (…), oder, wenn wir die menschliche Rede von mehreren Seiten aus zugleich studieren, erscheint uns der Gegenstand der Sprachwissenschaft als ein wirrer Haufe verschiedenartiger Dinge, die unter sich durch kein Band verknüpft sind. (de Saussure 1967: 10)

Demnach ist die Rede (*langage*)[3] „vielförmig und ungleichartig; verschiedenen Gebieten zugehörig, zugleich physisch, psychisch und physiologisch, gehört sie außerdem noch sowohl dem individuellen als dem sozialen Gebiet an“ (de Saussure 1967: 11). Im Gegensatz dazu „ist die Sprache, wenn man sie so abgrenzt, ihrer Natur nach in sich gleichartig“ (de Saussure 1967: 18). Gemäß der Forderung, dass sich die Wissenschaft nicht mit dem Besonderen, sondern vielmehr mit dem Allgemeinen beschäftigt, wird „die eigentliche ‚Wissenschaft von den Zeichen‘ allein auf der Ebene der *langue* angesiedelt“ (Trabant 1996: 42).

---

[3] Dabei entspricht die Rede „einigermaßen dem ‚parole‘ (Sprechen), fügt dem aber noch den speziellen Sinn von ‚discours‘ hinzu“ (de Saussure 1967: 17). In diesem Zusammenhang wird von de Saussure darauf hingewiesen, dass es im Lateinischen für die beiden einen gemeinsamen Terminus – *sermo* – gibt, während *lingua* für die Sprache (*langue*) steht (vgl. de Saussure 1967: 17).

Während das Vorhandensein der strukturalistischen *langue*[4] selbst im Falle sprachlicher Zeichen umstritten ist, bereitet es noch größere Schwierigkeiten, die *langue* und gleichzeitig den beliebigen Charakter bei mehreren nichtsprachlichen Zeichen anzuzeigen, denen in der Semiotik die Beliebigkeit bzw. Konventionalität (vgl. Eco 2002: 200) nicht abgesprochen wird. Die Konventionalität ikonischer Zeichen[5] ist nach Eco besonders explizit in den „konventionalisierten Bildern" erkennbar, d. h. in den Bildern, „die von einer inzwischen schon absorbierten ikonologischen Konvention abhängen, auch wenn sie ursprünglich – vermittels graphischer Konventionen – eine wirkliche Wahrnehmungserfahrung wiedergeben". Als ein Beispiel dafür fungiert die graphische Darstellung der Sonne „als eines Kreises, von dem strahlenförmig soundsoviel kurze gerade Linien ausgehen", mit der an die ursprüngliche Erfahrung der Sonne angeknüpft wird. Dabei wird sie üblicherweise mit halbgeschlossenen Augen betrachtet und erscheint „als ein leuchtender Punkt, von dem diskontinuierlich Strahlen ausgehen" (Eco 2002: 208). Abgesehen von solchen konventionalisierten Abbildungen werden dennoch Eco zufolge alle Abbildungsoperationen von der Konvention geregelt, indem beispielsweise ein Zeichner das Pferd mit einer kontinuierlichen Linie darstellt, die in der Natur nicht vorhanden ist (vgl. Eco 2002: 204–205).

Demnach sind auch ikonische Zeichen als konventionell aufzufassen, auch wenn die Konventionen, denen sie unterliegen, mit den in der *langue* enthaltenen Regeln nicht vergleichbar sind (Eco 2002: 208). Daher postuliert Eco, die semiologischen Begriffe *langue* und *parole* durch *Code*[6] und *Botschaft* zu ersetzen, denn

---

4 In Bezug auf das Problem der Struktur macht Eco eine Distinktion zwischen dem methodologischen und ontologischen Strukturalismus. Den Begriff *Struktur* hält er für nützlich, solange man ihn als „methodologische Hypothese" betrachtet, „die es ermöglicht, auf einheitliche Art über verschiedene Phänomene zu sprechen" (Eco 2002: 359). Gleichzeitig warnt er vor den Ansätzen, in denen die Struktur zu einer „Denkrichtung" oder einer „Weltanschauung" wird und als „wissenschaftliche Objektivität" akzeptiert wird (vgl. Eco 2002: 359–360).

5 Bilder werden von Eco entweder als *ikonische Zeichen* oder als *visuelle Zeichen* konzeptualisiert. Der Begriff *ikonisches Zeichen* hat eine engere Bedeutung, indem er die Konnotationsebene, zu der die ikonographische, tropologische, topische und enthymematische Ebene gehören (vgl. Eco 2002: 272–275), nicht berücksichtigt.

6 Je nach der Übersetzung der Werke von Eco variiert die Schreibweise dieses Begriffs zwischen *Code* in *Einführung in die Semiotik* (2002), übersetzt von Jürgen Trabant, und *Kode* in *Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine*

> wenn die Semiotik eine autonome Disziplin ist, dann ist sie es gerade, sofern es ihr gelingt, die Kommunikationstatbestände durch die Entwicklung autonomer Kategorien zu erklären, wie z. B. der Kategorien des *Codes* und der *Botschaft*, welche zwar die von den Linguisten als *langue* und *parole* bezeichneten Phänomene umfassen, sich aber nicht auf diese beschränken. (Eco 2002: 197)

Diese methodologische Modifizierung lässt auch die Zeichenhaftigkeit der Zeichen zu, die den schwächeren Codes unterliegen, wie beispielsweise dem Code der oben angeführten ikonischen Zeichen sowie der Mode oder der Krankheitssymptome (vgl. Eco 1977: 171).

Der Signifikant und das Signifikat gelten im semiologischen Ansatz als unentbehrliche Komponenten jedes Zeichens. Die Annahme, dass nur solche Einheiten Zeichen sind, bei denen diese dyadische Relation zustande kommt, muss schwerwiegende Folgen für die Anerkennung der Zeichenhaftigkeit haben. Die Beschränkung auf zwei Elemente führt dazu, dass man „das Signifikat mit dem Referens gleichsetzt (oder den Wert des Zeichens von der Anwesenheit des Referens abhängig macht), gezwungen, alle die Zeichen aus den Überlegungen über das Signifikat auszuschalten, die keinem wirklichen Gegenstand entsprechen können" (Eco 2002: 74–75). In der hierbei mit Eco angenommenen Sichtweise wird die semiologische Dryade um ein drittes Element erweitert, das von der Linguistik in der Regel nicht beachtet wird (vgl. Abbildung 1; vgl. dazu auch Eco 1977: 31).[7]

Geschichte (1977), übersetzt von Günter Memmert. In der vorliegenden Arbeit wird, außer in Zitaten, die vereinheitlichte Schreibweise *Code* verwendet.

7 Gleichzeitig distanziert sich Eco jedoch von der von Ogden und Richards etablierten Fassung des Dreieckmodells (vgl. Ogden / Richards 1923/1989: 11), die er als „äußerst schädliches Schema" (Eco 2002: 69) bezeichnet, das eine „semiotische Erforschung der Bedeutung (…) verwirrt und erschwert" (Eco 2002: 69). „Abgesehen von der Tatsache, daß das Dreieck den Gedanken nahelegt, daß im Signifikationsverhältnis drei Größen auftreten (während doch (…) weit mehr Größen darin verwickelt sind und das Dreieck einem komplexen Polyeder weichen müsste), ist der Schaden, den das Dreieck der Semiotik zugefügt hat und immer noch zufügt, der daß es die Auffassung perpetuiert (…), die Bedeutung eines Ausdrucks hätte etwas mit der Sache zu tun, auf die der Ausdruck sich bezieht" (Eco 2002: 72).

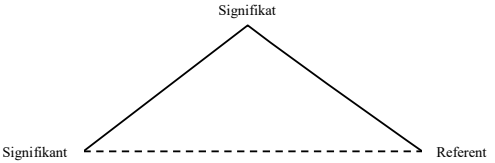

Abbildung 1: Triadische Zeichenrelation nach Eco (Eco 1977: 28).

Das Referens[8] – wie Eco dieses Element bezeichnet – ist eine „*abstrakte Größe (...), die nichts anderes als eine kulturelle Übereinkunft ist*". Dieser Definition zufolge umfasst beispielsweise das Referens des Ausdrucks /*Hund*/ nicht nur den Hund X, sondern „alle existierenden Hunde (und alle, die jemals gelebt haben und leben werden)", auch wenn /*alle existierenden Hunde*/ „kein mit den Sinnen wahrnehmbarer Gegenstand" (Eco 2002: 74, Hervorhebung im Original) ist. Das Signifikat wird von Eco als eine kulturelle Einheit bezeichnet. Beispielsweise denotiert /*Hund*/ eine kulturelle Einheit und nicht ein physisches Objekt (vgl. Eco 2002: 75). Demzufolge wird die Forderung nach der Anwesenheit des Signifikats auch bei einem Ausdruck wie /*Einhorn*/ (vgl. Eco 2002: 71; vgl. dazu auch Cieszkowski 2006: 333) sowie einer Zeichnung, die ein Einhorn darstellt, erfüllt, auch wenn sie keinem physischen Objekt entsprechen.

Das dritte oben genannte Merkmal ergibt sich aus dem Konzept von Martinet, der von der doppelten Gliederung der Sprache – als *langue* (vgl. Martinet 1963: 28) – ausgeht. Dabei fungieren die Einheiten der ersten Gliederung (die Moneme[9]) – die sich ferner zu Syntagmata verbinden können (vgl. Martinet 1963: 101) – als „Zeichen, da sie ein Signifikat und einen Signifikanten haben, und zwar kleinste Zeichen, denn keines von ihnen ließe sich in eine Folge von Zeichen zerlegen", während der Signifikant, „der das Signifikat lautlich manifestiert" (Martinet 1963: 23), aus den Einheiten der zweiten Gliederung (der Phoneme) besteht (vgl. Martinet 1963: 23).

---

8 Dieses Element wird bei Eco entweder das *Referens* (2002) oder der *Referent* (1977) genannt. In der vorliegenden Arbeit wird, abgesehen von Zitaten, die Bezeichnung *Referens* verwendet.

9 In der Sprachwissenschaft wird der Terminus *Monem* mehrmals durch den Terminus *Morphem* ersetzt (vgl. Eco 1977: 78). Dadurch wird die herkömmliche Einteilung der Moneme in die Semanten und Morpheme, bzw. – bei Martinet – Lexeme und Morpheme aufgehoben, wobei die ersten in den Wörterbüchern und die anderen eher in den Grammatiken erscheinen (vgl. Martinet 1963: 24).

Auch von Prieto wird die Sprache zu den Codes mit „zweifacher Gliederung“ (Prieto 1972: 139) gezählt. Dennoch weist sein Ansatz zwei wesentliche Unterschiede im Vergleich zur Theorie Martinets auf, wovon der erste einen grundsätzlich terminologischen, der zweite dafür einen inhaltlichen Charakter hat. Hinsichtlich der Terminologie verzichtet Prieto auf die Termini *Phonem*, *Monem* und *Syntagma*, wovon insbesondere der erste ungeeignet ist, „wenn man das Modell der verbalen Sprache verläßt“ (Eco 2002: 236). Stattdessen werden die Figuren als Gliederungselemente der Zeichen und die Zeichen als Gliederungselemente der Semen[10] konzeptualisiert (vgl. Prieto 1972: 139). Der inhaltliche Unterschied besteht dagegen in Prietos Feststellung, dass „*es möglich (ist), ‚Seme‘ zu finden, die zwar in Figuren, nicht aber in Zeichen zerlegt werden können*; d. h. sie können in Elemente mit unterschiedlichen Wert zerlegt werden, die jedoch für sich keine Bedeutung haben“ (Eco 2002: 237, Hervorhebung im Original).

In Anlehnung daran unternimmt Eco eine Analyse ausgewählter Codes und gibt Beispiele für fünf Gliederungstypen. Nachfolgend werden einige der von Eco angegebenen Beispiele mit Erläuterungen angeführt, um damit die einzelnen Typen zu illustrieren.

A. CODES OHNE GLIEDERUNG: sie weisen nicht weiter zerlegbare „Seme“ auf. (…) *die Verkehrsampel* (jedes „Sem“ zeigt eine durchzuführende Handlung an; die „Seme“ können nicht miteinander kombiniert werden, um ein komplexeres Signal zu bilden, und sie sind nicht zerlegbar). (…)
B. CODES, DIE NUR DIE ZWEITE GLIEDERUNG HABEN: die „Seme“ sind nicht in Zeichen zerlegbar, wohl aber in Figuren, die aber keine Teilstücke der Bedeutung darstellen. (…) *Autobuslinien mit zwei Nummern:* Linie „63“ z. B. bedeutet: „Bus fährt von Ort X nach Ort Y“; das „Sem“ ist in die Figuren „6“ und „3“ zerlegbar, die aber nichts bedeuten. (…)
C. CODES, DIE NUR DIE ERSTE GLIEDERUNG HABEN: die „Seme“ können in Zeichen, aber nicht weiter in Figuren zerlegt werden. (…) *die Nummerierung von Hotelzimmern:* das „Sem“ „20“ bedeutet gewöhnlich: „erstes Zimmer im zweiten Stock“; es ist zerlegbar in das Zeichen „2“, welches „zweiter Stock“ bedeutet, und in das Zeichen „0“, welches „erstes Zimmer bedeutet; das „Sem“ „21“ bedeutet dann: „zweites Zimmer im zweiten Stock usf. (…)

---

10 Eco postuliert, auf den Terminus *Sem* als „ein besonderes Zeichen, dessen Signifikat nicht einem Zeichen entspricht, sondern einer Aussage der Sprache“ (Eco 2002: 236) zu verzichten, weil der bereits in der Semantik als Bezeichnung für eine „semantische Einheit“ oder einen „Bestandteil einer semantischen Einheit“ etabliert ist (vgl. Eco 2002: 236–237).

D. CODES MIT ZWEI GLIEDERUNGEN: in Zeichen und Figuren analysierbare „Seme“. (…) *Telephonnummern mit sechs Ziffern:* zumindest diejenigen, die in Gruppen zu je zwei Ziffern zerlegbar sind, von denen jede je nach der Stellung einen Stadtteil, eine Straße, einen Häuserblock anzeigt, während jedes Zeichen aus zwei Ziffern in zwei Figuren ohne Bedeutung zerlegt werden kann. (…)
E. CODES MIT BEWEGLICHEN GLIEDERUNGEN: es kann in einem Code Zeichen und Figuren geben, die nicht immer dieselbe Funktion haben; die Zeichen können zu Figuren werden und umgekehrt, die Figuren zu „Semen“, andere Erscheinungen bekommen Figurenwert usw. (…) *die tonale Musik:* die Noten der Tonleiter sind Figuren, die sich zu Zeichen zusammensetzen, welche (syntaktische und nicht semantische) Bedeutung haben, wie die Intervalle und die Akkorde; diese bilden dann weitere musikalische Syntagmen. Eine bestimmte melodische Folge ist erkennbar ungeachtet des Instruments (und folglich der Klangfarbe) auf dem sie gespielt wird. (…) Unter (…) Umständen kann die Klangfarbe, statt Figur zu sein, zum Zeichen werden, das voll ist von kulturellen Konnotationen (…). (Eco 2002: 237–239; vgl. dazu Prieto 1972: 133–141)

Nur der Gliederungstyp D, zu dem auch sprachliche Zeichen gehören, erfüllt die semiologische Forderung nach der doppelten Gliederung. Konsequenterweise bedeutet diese Annahme, dass die Einheiten, die den Codes mit allen anderen Gliederungstypen unterliegen, nicht als Zeichen betrachtet werden können.

Um derartige Einschränkungen des Forschungsgegenstands zu vermeiden, wird in der vorliegenden Arbeit von dem Ansatz Ecos ausgegangen, der eine außergewöhnlich breite Auffassung der *Zeichen*-Kategorie voraussetzt (vgl. Eco 2002: 20–26). Demnach erscheint die gesamte Kultur „als ein System von Zeichensystemen, (…) unabhängig davon, ob es sich hier um Wörter, Gegenstände, Ideen, Werte, Gefühle, Gesten oder Verhaltensweisen handelt“ (Eco 1977: 185–186).

Mit der Annahme, dass die Kultur „vollständig unter semiotischem Gesichtspunkt untersucht werden“ (Eco 2002: 38) kann, stellt Eco die Semiotik vor die äußerst schwierige Aufgabe, einen dermaßen heterogenen Forschungsgegenstand zu thematisieren. Weil sich die Semiotik dabei als ein Etikett darbietet, „das ein Feld von miteinander unvereinbaren Disziplinen bedeckt, welche nur durch die Beachtung des allgemeinen kommunikativen Aspekts verschiedener Phänomene vereinigt sind“ (Eco 2002: 27), wird von Eco explizit vor den Bemühungen gewarnt, eine solche *Zeichen*-Definition zu verfassen, „daß die Definition auf alle Spielarten registrierbarer und klassifizierbarer Zeichen zutrifft und die Gesamtheit aller gemeinsamen Grundmerkmale umfaßt“ (Eco 1977: 166). Die *Zeichen*-Definition von Eco, die

nachfolgend diskutiert wird, soll hier als „operationell" fungieren, „in dem Sinne, *daß man von ih(r) ausgehend einen Automaten bauen könnte, der fähig wäre, mit Zeichen umzugehen*" (Eco 1977: 166, Hervorhebung im Original), während die mentalen Phänomene, die das menschliche Zeichenverhalten prägen, nicht berücksichtigt werden.

2.2 Grundmerkmale der Zeichen

Von Eco wird die folgende Zeichen-Definition festgelegt:

> Ein Zeichen liegt dann vor, wenn durch Vereinbarung irgendein Signal von einem Kode als Signifikant eines Signifikats festgelegt wird. Ein Kommunikationsprozeß liegt vor, wenn ein Sender bewußt kodierte Signale mittels eines Sendegeräts überträgt, das sie über einen Kanal schickt; die Signale aus dem Kanal werden von einem Empfangsgerät empfangen, das sie in eine Botschaft umwandelt, die ein Empfänger erfassen kann, der dann aufgrund des Kodes mit der Botschaft als der signifikanten Form ein Signifikat oder einen Inhalt der Botschaft verbindet. Wenn der Sender nicht intentional sendet und als natürliche Quelle erscheint, handelt es sich um einen Designationsprozeß – vorausgesetzt die übrigen Elemente sind gegeben.
> Ein Zeichen ist eine Korrelation eines Signifikanten mit einer Einheit (oder einer Hierarchie von Einheiten), die wir als Signifikat definieren. In diesem Sinn ist das Zeichen immer semiotisch autonom gegenüber den Gegenständen, auf die es bezogen werden kann. (Eco 1977: 167)

Für eine weitere Auslegung des Begriffs *Zeichen* im Sinne Ecos sind die einzelnen Komponenten dieser Definition zu diskutieren.[11]

Infolge der genannten *Vereinbarung* entsteht ein Code, der die „Kommunikation"[12] zwischen dem Sendegerät und Empfänger ermöglicht, was an dem von Eco angeführten einfachen Modell der „Kommunikationssituation" veranschaulicht werden kann (vgl. Abbildung 2). Mit diesem Modell lässt sich auf der Grundlage Ecos Schemas der „Kommunikationsprozess" zwischen zwei Maschinen graphisch darstellen.

---

[11] Die Komponenten dieser Definition sind bereits in Bezug auf die Zeichenhaftigkeit der TV-Ticker diskutiert worden (vgl. Kapuścińska 2016). Hierbei handelt es sich hingegen und eine allgemeine Diskussion.

[12] Eco benutzt die Bezeichnungen, die sich auf Kommunikation beziehen, auch in Anlehnung an die Situationen, in denen kein tatsächlicher Kommunikationsprozess zustande kommen kann (z. B. weil die Kodierung seitens des Senders nicht bewusst ist). In der vorliegenden Arbeit werden derartige Bezeichnungen im solchen Kontext jeweils in Anführungszeichen gesetzt.

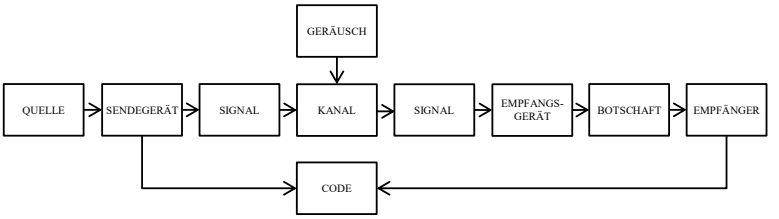

Abbildung 2: Der Kommunikationsprozeß zwischen zwei Maschinen (Eco 2002: 50; Lizenzinhaber: UTB Verlag).

Das von Eco dargestellte Modell besteht aus einem Gerät, das im Becken eines Stausees installiert ist und ein Signal ausstößt (Sendegerät), wenn das Wasser das eingestellte Niveau 0[13] erreicht, und einem Gerät (Empfangsgerät), das „instruiert" ist, bei solchem Signal beispielsweise den Wasserentleerungs-Mechanismus auszulösen. Dieses „Instruieren" des Empfangsgeräts ist als die oben genannte *Vereinbarung*, oder mit anderen Worten als die Herstellung des Codes zwischen den beiden Maschinen, zu verstehen. Ohne den Code würde der Empfänger nicht „wissen", dass er beim Erhalten des Signals über das Empfangsgerät den Mechanismus auslösen soll.

Falls ein menschlicher Empfänger anstelle des maschinellen auftritt, ist die *Vereinbarung* komplexer. Bei einem physikalischen Ereignis, wie das Erleuchten eines Lämpchens, das das Erreichen des Alarmniveaus meldet, empfängt der Mensch nicht nur die Information, auf die er (wie der maschinelle Empfänger) nach den Instruktionen reagiert. Er empfängt die Bedeutung und wird dadurch informiert, dass das empfangene Signal das Alarmniveau denotiert. Aufgrund dieses denotativen Codes können auch konnotative Codes aufgebaut werden, wie z. B. /*Niveau 0*/ = /*Gefahr*/, /*Gefahr*/ = „Alarm geben" (vgl. Eco 2002: 66) oder alternativ /*Gefahr*/ = „den Hebel X herunterziehen" (vgl. Eco 2002: 67). Dabei müssen diese denotativen sowie konnotativen Codes „institutionalisiert" sein, d. h. der menschliche Empfänger muss instruiert sein, wie ein Signal zu verstehen ist.

Bei derartigen „Kommunikationssituationen" ist der menschliche Empfänger gezielt geschult, die denotative Bedeutung des Signals richtig zu verstehen. Üblicherweise erfolgt eine solche „Schulung" jedoch eher durch die Sozialisation, in der sich der Mensch institutionalisierte (und daher von der

[13] Wechselweise mit „Niveau 0" wird die Bezeichnung „Niveau O" verwendet (vgl. Eco 2002: 49, 50), wobei sich diese Inkonsequenz auf keinen Bedeutungsunterschied zurückführen lässt und die Bezeichnung „Niveau O" unmotiviert erscheint.

Gesellschaft *vereinbarte*) Codes durch die Tradition bzw. eigene Erfahrungen aneignet. Damit dem Zeichen eine Bedeutung zugeordnet werden kann, muss zwischen dem Sender[14] und Empfänger der gemeinsame denotative Code vorhanden sein.

Vom Code kann *irgendein Signal* als Signifikant und Signifikat festgelegt werden. Während die Frage des Signifikanten und Signifikats bereits oben diskutiert wurde (vgl. S. 15–16), wird nachfolgend die Bezeichnung *irgendein Signal* näher betrachtet. Den Ausgangspunkt dafür liefert die elementare maschinenbezogene Definition des Signals.

> Bei jedem elementaren Kommunikationsprozeß zwischen zwei Apparaten wählt ein Sender aus einer Informationsquelle Signale aus, die ein Sendegerät so über einen Kanal überträgt, daß ein Empfangsgerät sie empfangen und nach dem Schema Reiz-Reaktion beantworten kann. Die vom Signal transportierte Information besteht in der Anwesenheit oder Abwesenheit des Signals selbst; es ist eine Information quantitativer Ordnung, und sie wird aufgrund des Zweierlogarithmus der möglichen Wahlen berechnet. (Eco 1977: 167)

Während sich derartige kodierungslose Signale kaum außerhalb des Bereichs der maschinellen „Kommunikation“ exemplifizieren lassen, bezieht sich die Bezeichnung *irgendein* bei Eco auf ein enormes Spektrum von Signalen, die zu Zeichen werden können, sodass „es (…) prinzipiell nichts in der Welt (gibt), was nicht für Rezipienten ‚Bedeutung‘ haben und somit ‚Zeichen‘ sein könnte“ (Trabant 1996: 83). Die Vielfalt der Signale, die zu Zeichen werden können, wird von Eco mit der von Sebeok konzipierten Einteilung der Zeichen nach ihrer Quelle illustriert:

---

[14] Falls das Sendegerät keine Maschine, sondern der menschliche Stimmapparat ist, schlägt Eco vor, die Quelle und das Sendegerät unter einem Begriff – der *Sender* – zu verbinden. Dabei wird argumentiert, dass „die wirkliche Quelle der Information, das Reservoire möglicher Information, der Code selbst“ (Eco 2002: 68) ist. Weil die Kommunikation gewöhnlich zwischen Menschen – und nicht zwischen Maschinen oder zwischen einer Maschine und einem Menschen – stattfindet, wird hierbei davon ausgegangen, dass das Sendegerät menschlich ist, auch wenn dieses Charakteristikum ebenso für ein maschinelles Sendegerät gültig wäre.

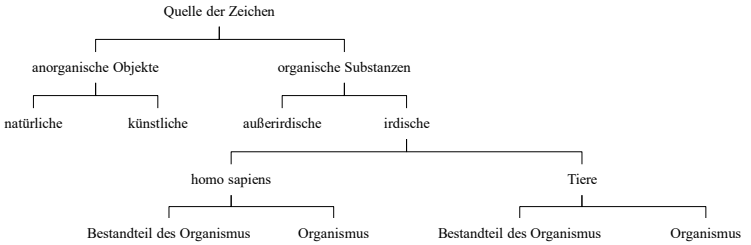

Abbildung 3: Einteilung der Zeichen nach der Quelle nach Sebeok (Eco 1977: 37; vgl. dazu Sebeok 1976: 7).

Damit ein Kommunikationsprozess zustande kommen kann, muss der Sender *bewusst kodierte Signale* übertragen. Zwar sind alle kodierten Signale nach Eco als Zeichen zu betrachten, dennoch wird den Zeichen, die die Forderung nach dem Bewusstsein des Senders nicht erfüllen, der Kommunikationswert abgesprochen.[15] Demnach müssen von den kommunikativen Zeichen mindestens drei Bedingungen erfüllt werden: Der Sender muss anwesend, menschlich und bewusst kodierend sein.

Ein Beispiel für Zeichen ohne Sender sind „jene Phänomene, die von einem menschlichen Empfänger als Symptome verstanden werden". Dazu zählt beispielsweise „die Beschleunigung des Pulses, (die) für den Arzt *Symptom* für Fieber" (Eco 2002: 30) ist.[16]

Statt einem menschlichen Sender können Signale entweder von einer Maschine wie im bereits angeführten Modell (vgl. S. 20) oder von einem Tier geschickt werden. Auch wenn im Rahmen der Zoosemiotik (vgl. u. a. Sebeok 1968: 3–14; 1976: 83–93) in der animalischen „Kommunikation" Verhaltensweisen nachgewiesen werden, „die in einem gewissen Maße als ‚kulturell' oder ‚sozial' definiert werden können" (Eco 2002: 20), wird die Fähigkeit der bewussten Kodierung in der Regel dem Menschen vorbehalten.

---

15 Keinesfalls ist dies mit dem Absprechen des Zeichenwerts gleichzusetzen. Die Zeichenhaftigkeit des Signals hängt davon ab, ob der Empfänger menschlich (und nicht maschinell oder tierisch) ist und den Code besitzt, der es ermöglicht, das Signal in ein Zeichen umzuwandeln.

16 Es wird angenommen, dass es bei Zeichen wie Pulsbeschleunigung keinen Sender gibt, weil sie nicht mittels eines Sendegeräts übertragen werden. Vielmehr sind sie physiologische Reaktionen des Organismus, die als Zeichen, und zwar Symptome, empfangen werden können.

Selbst bei menschlichen Sendern ist die Kodierung jedoch nicht immer bewusst. Mit den Zeichen, die vom menschlichen Sender mindestens teilweise nicht bewusst kodiert sind, beschäftigen sich u. a. die Paralinguistik sowie Kinesik und Proxemik[17], die nach Eco im semiotischen Forschungsbereich liegen. Zum Gegenstand der Paralinguistik gehören:

a) *Stimmtypen*: verbunden mit dem Geschlecht, dem Alter, dem Gesundheitszustand, den Tagesumständen, den chemischen Bedingungen;
b) *Parasprache*: unterschieden in: i) Stimmqualitäten (Höhe der Töne, Typ der Kontrolle von Lippen und Stimmritze, artikulatorische Kontrolle usw.); ii) Stimmgebungen, die ihrerseits unterteilt werden in: ii 1) Stimmcharakterisatoren (Lachen, Weinen, Gegreine, Schluchzen, Flüstern, Geschrei, Rülpsen, Gejammer usw.), ii 2) Stimmqualifikatoren (Tonintensität, Tonhöhe), ii 3) Stimmsegregate (Geräusche der Zungen und der Lippen, welche die Interjektionen begleiten, Nasalisierungen, Einatmen, Zwischengegrunze usw.). (Eco 2002: 21)

Zu den Zeichen, die im Forschungsbereich der Kinesik und Proxemik liegen und unbewusst kodiert werden bzw. werden können, gehören u. a. der Stil der Gehweise, verschiedene Körperhaltungen (vgl. Eco 2002: 22) und Distanzen zwischen Personen (vgl. Eco 2002: 344–345; vgl. dazu Hall 1964: 147–164).

Als ein Sonderfall der nicht bewussten Kodierung kann das von Eco genannte Beispiel der Psychoanalyse gelten. Abgesehen von den Fällen, wenn etwas für den Sender kein Zeichen ist (wie Fehlleistungen, die vom Empfänger interpretiert werden können), „kann es passieren, daß das Individuum, für das etwas ein Zeichen ist, nicht weiß, daß es sich um Zeichen handelt, daß es das Zeichen nicht als Zeichen signifiziert und daß es die Signifikation des Zeichens nicht formulieren kann“. Dadurch kommt es in einer Situation, wenn der Patient dem Analytiker einen Traum erzählt und glaubt, das geschickte Signal bewusst zu kodieren, zur „Selbsttäuschung“ des Senders (vgl. Eco 1977: 47).

---

[17] Kinesik und Proxemik werden von Eco zu einem gemeinsamen Forschungsgebiet zusammengefügt. Es wird jedoch nicht präzisiert, ob zwischen ihnen die Inklusions- oder Exklusionsrelation besteht. In der sprachwissenschaftlichen Literatur ist die Relation entweder inklusiv, indem Proxemik (neben Mimik, Pantomimik, Gestik, Berührungskontakten, Blickkontakten und axialer Orientierung) zur Kinesik gehört (vgl. Sager 2001: 1133) oder exklusiv, indem Kinesik und Proxemik als zwei gleichrangige Gebiete gelten (vgl. Fix 2008b: 116). In der vorliegenden Arbeit wird auf das Verhältnis zwischen den beiden nicht eingegangen. Deswegen werden sie als ein gesamtes Forschungsgebiet betrachtet, ohne zwischen den Forschungsgegenständen des einen und des anderen zu differenzieren.

Die Übertragung der Signale mittels eines Sendegeräts, ihr Schicken über einen Kanal, der Empfang durch das Empfangsgerät, die Umwandlung in eine vom Empfänger erfassbare Botschaft und Dekodierung sind nicht Forschungsgegenstand der Semiotik. Aus diesem Grund wird auf diese Elemente des Kommunikationsprozesses in der vorliegenden Arbeit nicht eingegangen.

Auch ein Zeichen, bei dem kein Kommunikationsprozess möglich ist, lässt nach Eco den *Designationsprozess* konstituieren. Die Relation der Designationsprozesse zu den Kommunikationsprozessen einerseits und den Reiz-Reaktions-Prozessen andererseits kann auf folgende Art und Weise veranschaulicht werden:

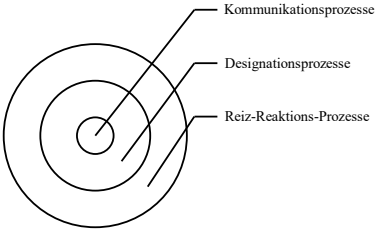

Abbildung 4: Relation zwischen Designations-, Kommunikations- und Reiz-Reaktions-Prozessen).

Zu der umfangsreichsten Kategorie gehören dabei die Reiz-Reaktions-Prozesse, die unter Anwesenheit eines Signals (unabhängig von seinem Zeichenwert) zustande kommen können. Alle Reiz-Reaktions-Prozesse, bei denen das Signal ein Zeichen ist, bilden die Kategorie der Designationsprozesse, die beim anwesenden, bewussten und menschlichen Sender gleichzeitig auch Kommunikationsprozesse sind. Infolgedessen ist die Zeichenhaftigkeit mit der Designationskraft gleichsetzbar.

Die Anerkennung der Zeichenhaftigkeit (und daher der Designationskraft) der Symptome, bei denen keine Kommunikation zustande kommt, führt nach Eco nicht zur Entkonventionalisierung der Semiotik. Auch wenn sie bei der Produktion nicht kodifiziert werden, gibt es in der Kultur Interpretationskonventionen, mit denen man versucht, diese Signale „zu entziffern, *als ob* diese Zeichen wären, die etwas mitteilen“ (Eco 2002: 30). Aus der Empfängerperspektive sind sie tatsächlich Zeichen, weil sie „in der Tat unter Umständen etwas mitteilen“ (Eco 2002: 30). Die semiologische Auffassung, dass das Zeichen die *Korrelation eines Signifikanten mit einer Einheit* ist, wird dadurch auf Symptome ausgedehnt, die ebenso die dyadische Relation aufweisen, d. h. „eine physikalische Form, die den Empfänger auf

etwas verweist, was diese physikalische Form denotiert, bezeichnet, nennt, aufzeigt, und was nicht die physikalische Form selber ist" (Eco 2002: 30).[18]

Gleichzeitig hält Eco die physikalische Form des Signifikats für keine notwendige Bedingung der Zeichenhaftigkeit. Die *Autonomie des Zeichens gegenüber den Gegenständen* ist besonders wichtig bei den Signifikanten, die kein physikalisches Signifikat haben. Ein klassisches Beispiel dafür ist der bereits angeführte Ausdruck /*Einhorn*/ (vgl. S. 16). Die Existenz des Signifikats verbindet Eco mit dem Problem der Wahrheit und Falschheit in der Semiotik. Ihm zufolge ist es semiotisch irrelevant, ob eine Einheit wahr oder falsch ist. Das wird mit zwei Sätzen[19] veranschaulicht: /*Napoleon starb am 5. Mai 1821 auf St. Helena*/ und /*Odysseus eroberte seine Herrschaft zurück, indem er alle Freier tötete*/. Eco weist nur auf zwei Aspekte hin, die bei diesen Sätzen unter semiotischem Gesichtspunkt von Bedeutung sind:

> a) daß in unserer Kultur Codes bestehen, derentwegen der erste Satz verstanden wird, in der Schule gelernt wird und „historische Wahrhaftigkeit" konnotiert, und b) daß in der klassischen Gesellschaft Codes bestanden, durch die der zweite Satz verstanden und in der Schule gelernt wurde und „historische Wahrhaftigkeit" konnotierte. (Eco 2002: 72–73)

Das Vorhandensein der Codes bedingt in den beiden Fällen die Existenz des Signifikats, während die tatsächliche Existenz des Referens wegen der Autonomie fakultativ ist. Daher gibt es eine semiotische Analogie zwischen der Tatsache, dass der zweite Satz aus der gegenwärtigen Perspektive eine „Legende" konnotiert und der Tatsache, die in einer zukünftigen Kultur möglich ist, „nämlich daß man aufgrund von bis jetzt unbekannten (oder falschen) Dokumenten zu der Überzeugung gelangen könnte, Napoleon sei an einem anderen Ort oder an einem anderen Tag gestorben (oder habe niemals existiert)". Nach Eco gehört der Wahrheitsstatus eher zum Interessenbereich der Logik, während sich die Semiotik „für die Zeichen als gesellschaftliche Kräfte" (Eco 2002: 73) interessiert.

Anschließend betrifft die oben genannte Autonomie das Zeichen und den Gegenstand bzw. die Gegenstände (das Signifikat bzw. die Signifikate), auf die es *bezogen werden kann*, wobei diese Bezugsmöglichkeit – im Gegensatz zur von Ogden und Richards etablierten Auffassung (vgl. Anm. 7) – von Eco

---

[18] So breit aufgefasst lässt sich diese Korrelation nicht nur bei Zeichen, sondern auch bei nicht-zeichenhaften Signalen anzeigen. Solche Signale implizieren „eine Beziehung zwischen zwei Polen, eine Dialektik von Anreiz und Antwort" (Eco 2002: 31).

[19] Die Sätze hält Eco für Aussagen, „die etwas Wahres oder Falsches behaupte(n) und aus mehreren Zeichen besteh(en)" (Eco 1977: 36).

nicht mit der Repräsentation gleichgesetzt wird. Nach Eco darf man das Zeichen nicht auf Gegenstände beziehen. Vielmehr handelt es sich darum, dem Zeichen und bestimmten Gegenständen, die für die Klasse der Gegenstände stehen, dasselbe Interpretans[20] zuzuweisen (vgl. Eco 1977: 172).[21]

Der Begriff *Interpretans* steht bei Peirce als das dritte Element an der oberen Ecke des Dreiecks, genauso wie *Signifikat* bei Eco. Trotzdem hält Eco das Peircesche *Interpretans* und das *Signifikat* nicht für Synonyme. Das *Interpretans* wird von ihm neu definiert, indem es „*als eine weitere Repräsentantion zu betrachten* (ist)*, die sich auf dasselbe Objekt bezieht*" (Eco 2002: 77, Hervorhebung im Original). Es ist daher „jedes andere Zeichen oder jede(r) Zeichenkomplex (deren Ausdrucksform sich in jeder Ausdruckssubstanz[22] realisieren kann), die in entsprechender Umgebung das erste Zeichen übersetzen" (Eco 1977: 171). Nach Eco kann das Interpretans verschiedene Formen haben[23]:

> a) Es kann das äquivalente (oder anscheinend äquivalente) Zeichen in einem anderen Kommunikationssystem sein. Ich lasse z. B. dem Wort /*Hund*/ die Zeichnung eines Hundes entsprechen.
> b) Es kann der Zeigefinger sein, der auf ein einzelnes Objekt deutet, eventuell meint man dabei ein Element universaler Quantifikation mit („alle Objekte wie dieses").

---

20 Dieses Element des Modells Ecos wird entweder als das *Interpretans* (2002) oder als der *Interpretant* (1977) bezeichnet. In der vorliegenden Arbeit wird die Bezeichnung *Interpretans* verwendet.

21 Eco kritisiert zugleich die Bezugnahme auf den Referenten, als eine Quelle der Unklarheit in der Auffassung des Signifikats des Zeichens, weil das Signifikat nur dann erklärt werden kann, wenn es auf das Interpretans verwiesen wird (vgl. Eco 1977: 173; vgl. dazu auch Eco 2002: 75).

22 Die Begriffe *Ausdrucksform* und *Ausdruckssubstanz* sind dabei dem formalen sprachwissenschaftlichen Ansatz von Hjelmslev entnommen, nach dem sich „die zwei Größen, die die Zeichenfunktion eingehen – der Ausdruck und der Inhalt –, (…) zu ihr in derselben Weise verhalten: kraft der Zeichenfunktion und nur kraft dieser existieren ihre beiden Funktive, die nun genau als die Inhaltsform und die Ausdrucksform bezeichnet werden können; und kraft der Inhaltsform und der Ausdrucksform und nur kraft dieser existieren die Inhaltssubstanz bzw. die Ausdruckssubstanz, die dadurch entstehen, daß die Form auf den Sinn projiziert wird" (vgl. Hjelmslev 1974: 60).

23 Um ein Interpretans eines Zeichens feststellen zu können, „muß man es mittels eines anderen Zeichens benennen, das seinerseits ein anderes Interpretans hat, welches mit einem weiteren Zeichen benannt werden kann und so fort". Den Prozess der ständigen Benennung bezeichnet Eco als unendliche Semiose, die „die einzige Garantie für die Begründung eines semiotischen Systems ist, das fähig wäre, nur mit seinen eigenen Mitteln die Rechenschaft abzulegen" (Eco 2002: 77).

> c) Es kann eine wissenschaftliche (oder naive) Definition mit den Ausdrücken desselben Kommunikationssystems sein: Beispiel: /*Salz*/ bedeutet „Natriumchlorid".
> d) Es kann eine Gefühlsassoziation sein, die zu einem fixierten konnotativen Wert wir: /*Hund*/ bedeutet „Treue" und umgekehrt.
> e) Es kann einfach die Übersetzung des Ausdrucks in eine andere Sprache sein. (Eco 2002: 77–78)

Die von Eco konzeptualisierte *Zeichen*-Definition schildert eine weitgehende Heterogenität der Einheiten und bietet sich daher als ein geeigneter Ausgangspunkt für die Reflexion über den Stellenwert der *Text*- und *Bild*-Kategorie u. a. semiotischen Kategorien an.

2.3 *Text* und *Bild* als Zeichen

Bei solchen methodologischen Prämissen erscheint es als unbestreitbar, dass sowohl die *Text*- als auch die *Bild*-Kategorie innerhalb des semiotischen Forschungsbereichs liegen. Dennoch lässt sich weiterhin diskutieren, ob singuläre Texte und Bilder tatsächlich als Zeichen oder eher als Aussagen (vgl. Anm. 19; vgl. dazu Eco 2002: 236) aufzufassen sind.

In Bezug auf den *Text* ist die Einteilung von Eco anzuführen. Zwar wird darin zwischen den (einfachen, wie /Tasse/ und komplexen, wie /Teetasse/) Zeichen und Aussagen (wie /Diese Tasse ist zerbrochen/) (vgl. Eco 1977: 36) distinguiert, aber diese Distinktion wird vor allem aus praktischen Gründen eingeführt, „(u)m die Kategorie Zeichen nicht über Gebühr auszubreiten" (Eco 1977: 36) und ist daher eher nicht als eine eindeutige Ausgrenzung der wortübergreifenden Einheiten aus der *Zeichen*-Kategorie zu verstehen.

Die textlinguistische Perspektive scheint den Text sogar zu einem sprachlichen Zeichen *par excellence* zu rehabilitieren, was bereits bei Hartmann explizit zum Ausdruck kommt:

> Mit ‚Text' kann man alles bezeichnen, was an Sprache so vorkommt, daß es Sprache in kommunikativer oder wie immer sozialer, d.h. partnerbezogener Form ist; oder kürzer: Sprache kommt beobachtbar vor in Textform; und: Noch niemals ist Sprache in anderer Form als in Textform vorgekommen, d.h. in Sprachfunktion geäußert worden. Das andere, was man bei vorständiger Erfassung der Sprache außerdem berücksichtigen wird und was manchem vielleicht als das Eigentliche der Sprache erscheint, wird man unter demNamen (sic!) KONSTITUENTEN ZUR TEXTBILDUNG begreifen: also alles, was unter Titeln wie ‚Sprache als System', ‚das Grammatische in der Sprache', ‚Wortschatz', auch ‚Sagen wollen' und ähnlichen behandelt zu werden pflegt. (Hartmann 1964: 17)

Auch von Gansel und Jürgens wird der *Text* als „komplexes Zeichen" (Gansel / Jürgens 2007: 17) anerkannt, „das freilich aus einfachen Zeichen zusammengesetzt ist" (Gansel / Jürgens 2007: 17). Bei der Diskussion des zeichenhaften Charakters des *Textes* werden zwei „Bedingungen, die ein Phänomen zum Zeichen machen" (Gansel / Jürgens 2007: 18) diskutiert. Die erste Minimalbedingung, die auf das strukturalistische bilaterale Zeichenmodell anknüpft und besagt, „dass eine bestimmte Ausdrucksform in einer speziellen Beziehung zu etwas anderem steht, sie steht für etwas anderes und hat in diesem Sinne *Stellvertreterfunktion*" (Gansel / Jürgens 2007: 18, Hervorhebung im Original), trifft demnach für die Texte nicht zu, weil es als kaum vertretbar erscheint, „die Kategorie ‚Text' als Zeichen in dem Sinne zu erfassen, dass einem Ausdruck eine Bedeutung zugeordnet wird" (Gansel / Jürgens 2007: 18). Als zutreffender soll sich hingegen die zweite Minimalbedingung erweisen, die auf der *Zeichen*-Auffassung von Peirce basiert: „Ein Zeichen steht für etwas nur, wenn dieser Bezug von einem Zeichenbenützer aufgebaut wird" (Gansel / Jürgens 2007: 18–19). Auch ein Text hat „nicht Bedeutung an sich und ist damit nicht Zeichen für sich wie ein Morphem oder ein Wort, Texte müssen erst verstanden und interpretiert werden" (Gansel / Jürgens 2007: 20).

Dieselbe Bedingung scheint den Zeichenwert des Bildes zu bestätigen, über den bei Eco ebenso keine eindeutige Stellungnahme zu finden ist. Einerseits wird von Eco zwischen den Zeichen und ikonischen Aussagen distinguiert, wobei „*ZEICHEN nur dann denotiert werden, wenn sie im Kontext einer IKONISCHEN AUSSAGE stehen*" (Eco 2002: 244, Hervorhebung im Original).[24] Andererseits werden die ikonischen Aussagen zur *Zeichen*-Kategorie subsumiert, indem „*die ikonischen Zeichen Aussagen, komplexe Bedeutungseinheiten* (sind)*, die oft weiter in genaue Zeichen (...) zerlegt werden können*" (Eco 2002: 243, Hervorhebung im Original).

[24] Ikonische Aussagen werden von Eco wie folgt konzeptualisiert: „Die sind uns gewöhnlich unter dem Namen ‚Bilder' oder sogar ‚ikonische Bilder' bekannt (ein Mann, ein Pferd usw.). Sie stellen in Wirklichkeit eine komplexe ikonische Aussage dar (vom Typ: ‚dies ist ein stehendes Pferd im Profil' oder auch: ‚hier ist ein Pferd'). Sie sind am leichtesten katalogisierbar, und ein ikonischer Code beschränkt sich oft auf diese Ebene. Sie bildet den Kontext, der es gegebenenfalls erlaubt, ikonische Zeichen zu erkennen" (Eco 2002: 247). Dadurch werden sie den Zeichen entgegengesetzt, die „mit konventionalisierten graphischen Mitteln *Erkenntniseinheiten* (Nase, Ohr, Himmel, Wolke) oder ‚abstrakte Modelle', Symbole, Begriffsdiagramme des Gegenstandes (die Sonne als Kreis mit fadenförmigen Strahlen)" (Eco 2002: 247, Hervorhebung im Original) denotieren.

Der Befund, dass *Text* und *Bild* als *Zeichen* gelten (können), ist für die nachfolgenden Überlegungen ausschlaggebend. Die beiden *Zeichen*-Kategorien erweisen sich dadurch erstens als gleichrangig und zweitens als nicht so weit voneinander entfernt. Dies berechtigt die Annahme, dass zwischen ihnen auch Grenzphänomene vorkommen können. Auf die Charakteristik der Grenzphänomene zwischen Text und Bild, die im Rahmen dieser Arbeit erörtert werden, wird an dieser Stelle noch nicht eingegangen. Zunächst werden in den zwei nachfolgenden Kapiteln die Grenzen der beiden Kategorien anhand der textlinguistischen und bildwissenschaftlichen Erkenntnisse auf dem Gebiet der *Text*- und *Bild*-Beschreibung kritisch betrachtet. Die Tatsache, dass sie aus der Perspektive der Textlinguistik und Bildwissenschaft diskutiert werden, steht keinesfalls im Widerspruch zur semiotischen Profilierung der vorliegenden Arbeit. Weil die Semiotik zu heterogen ist, um eine allgemeine *Zeichen*-Definition (vgl. S. 18–19) sowie auch eine allgemeine Methodologie entwickeln zu können, ist jeder Ansatz im Rahmen einer semiotischen Subdisziplin, der die Zeichenhaftigkeit ihres Forschungsgegenstands nicht bestreitet, als ein semiotischer Ansatz zu betrachten. Das Ziel der nachfolgenden Kapitel ist es, die äußersten Grenzen der beiden Begriffe zu skizzieren, um anschließend den Bereich der Grenzphänomene bestimmen zu können.

3. *Text*-Kategorie in der Textlinguistik

Der *Text*-Begriff gehört zur Reihe sprachwissenschaftlicher Basiskategorien, wie u. a. auch *Wort* oder *Satz* (vgl. Klemm 2002a: 18), die über zahllose Definitionen verfügen, aber trotzdem praktisch undefiniert und undefinierbar bleiben. Unter den Definitionsversuchen lässt sich zwischen den Verbal- und Merkmaldefinitionen unterscheiden (vgl. Heinemann / Heinemann 2002: 96). Während bei den verbalen Definitionen (vergeblich) überlegt wird, „wie man [...] das, was den Text im Innersten zusammenhält, präziser fassen könnte" (Heinemann / Heinemann 2002: 96), konzentriert man sich bei den Merkmaldefinitionen „auf die Erfassung und Kennzeichnung möglichst aller relevanten und konstitutiven Begriffsmerkmale, [...] auf die Textualität" (Heinemann / Heinemann 2002: 96). Diese Distinktion wird im Folgenden nicht beachtet. Vielmehr wird nämlich darauf abgezielt, auf der Grundlage textlinguistischer Ansätze (die sowohl in den Verbal- als auch in den Merkmaldefinitionen widergespiegelt sind) über die Grenzen der *Text*-Kategorie zu reflektieren.

3.1 Textlinguistik und Textwissenschaft

Wie bereits festgelegt, wird die Textlinguistik in der vorliegenden Arbeit als eine Subdisziplin der Sprachwissenschaft betrachtet, die wiederum eine Subdisziplin der Semiotik ist. Zur näheren Bestimmung des Stellenwerts der Textlinguistik als einer wissenschaftlichen Disziplin soll jedoch akzentuiert werden, dass die Textlinguistik (außer ihrer semiotischen Verwurzelung) gleichzeitig als ein Bestandteil der Textwissenschaft gilt, die weit über den Bereich der Sprachwissenschaft hinausreicht und ebenso nicht ganz von der Semiotik erfasst wird.

Der Textwissenschaft liegt die Annahme zugrunde, dass „die Probleme und Ziele der Analysen von Texten in den verschiedenen (…) Wissenschaftsdisziplinen einen integrierten Ansatz erforderlich machten". Sie ist als eine „interdisziplinäre ‚Querverbindung'" konzipiert, deren Aufgabe darin bestehen soll, „die verschiedenen Aspekte der Sprachgebrauchs- und Kommunikationsformen, wie sie in einzelnen Wissenschaften analysiert werden,

in ihrem inneren und äußeren Zusammenhang zu beschreiben und zu erklären“ (van Dijk 1980: VII). Die Vielseitigkeit der Textwissenschaft wird von Vater veranschaulicht[25]:

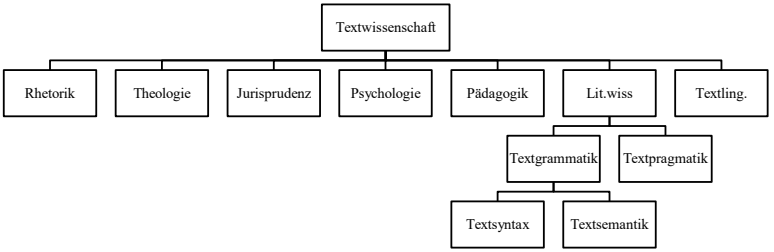

Abbildung 5: Gliederung der Textwissenschaft (Vater 2001: 9; Lizenzinhaber: UTB Verlag).

Auch wenn es umstritten sein kann, ob es tatsächlich möglich ist, so unterschiedliche Subdisziplinen, die Texte „unter verschiedenen Gesichtspunkten und mit unterschiedlicher Zielsetzung“ (Vater 2001: 9) betrachten, unter einer Disziplin zu vereinigen, wird das von van Dijk initiierte Konzept immer wieder aufgegriffen.[26] Weil der *Text*-Begriff sowie der Umfang der *Text*-Kategorie vor allem in der Textlinguistik thematisiert werden, erscheint es dennoch als berechtigt, die nachfolgenden Überlegungen textlinguistisch zu perspektiveren.

3.2 Zum Problem des *Text*-Begriffs

Die textlinguistische Diskussion, ob man einen neuen *Text*-Begriff braucht, eruiert unvermeidlich die Frage nach einem „alten“ *Text*-Begriff (vgl. Klemm 2002b: 143). Auch der gesamte Entwicklungsgang der Textlinguistik ist von den Bemühungen geprägt, die *Text*-Kategorie näher zu bestimmen und dadurch den textlinguistischen Forschungsbereich abzustecken. Infolge dessen verfügt die Textlinguistik über unzählige linguistische *Text*-Definitionen, die unterschiedliche Ansätze repräsentieren und nicht selten „so weit auseinanderdriften, dass dem an praktischen Verwendbarkeit von Texten Interessierten ein äußerst verwirrendes, heterogenes Bild des Phänomens

[25] Vater nennt keinen Grund dafür, die Textgrammatik und Textpragmatik zur Literaturwissenschaft (und nicht zur Textlinguistik) zu subsumieren. Daher ist dabei auch ein Druckfehler nicht auszuschließen.

[26] Eine Übersicht der textwissenschaftlich orientierten linguistischen Ansätze ist u. a. Fix (2008b: 13–29) zu entnehmen.

‚Text' entstehen muss" (Heinemann / Heinemann 2002: 96). Angesichts der Heterogenität der *Text*-Kategorie wird im Rahmen der Textlinguistik mehrmals dafür plädiert, diesem Zustand entgegenzuwirken, was u. a. in den Ansätzen von Heinemann und Viehweger (1991) sowie Brinker (1985/2010) geäußert wird (vgl. Adamzik 2002: 165).

Heinemann und Viehweger argumentieren dabei, dass die Textlinguistik eine genauere Bestimmung des Forschungsgegenstands benötigt und betrachten es als ein dringendes Desiderat, „Aufgaben und Ziele dieser Wissenschaftsdisziplin zu bestimmen und von den Zielgebieten verwandter Wissenschaftsgebiete abzugrenzen" (Heinemann / Viehweger 1991: 13). Sie gehen davon aus, dass die meisten *Text*-Definitionen „zwar einzelne Aspekte von Texten charakterisieren, nur in wenigen Fällen aber auch verallgemeinerbar sind" (Heinemann / Viehweger 1991: 14). Gleichzeitig unternehmen sie den Versuch, eine *Text*-Definition zu verfassen, die „einerseits so allgemein ist, daß sie möglichst alle Textvorkommen erfaßt, die andererseits aber so spezifisch ist, daß sie die Differenzierung von textlichen und nicht textlichen Äußerungen ermöglicht" (Heinemann / Viehweger 1991: 126):

> Unter Texten werden Ergebnisse sprachlicher Tätigkeit sozial handelnder Menschen verstanden, durch die in Abhängigkeit von der kognitiven Bewertung der Handlungsbeteiligten wie auch des Handlungskontextes vom Textproduzenten Wissen unterschiedlicher Art aktualisiert wurde, das sich in Texten in spezifischer Weise manifestiert und deren mehrdimensionale Struktur konstituiert. Die Struktur eines Textes indiziert zugleich die Funktion, die einem Text von einem Produzenten in einem bestimmten Interaktionskontext zugeschrieben wurde und stellt die Basis für einen komplizierten Interaktionsprozeß des Textrezipienten dar. Texte in dem hier verstandenen Sinne – wie bereits mehrfach betont wurde – verdinglichte Resultate von Aktivitäten (sic!). Der dynamischen Textauffassung folgend, wird davon ausgegangen, daß Texte keine Bedeutung, keine Funktion an sich haben, sondern immer nur relativ zu Interaktionskontexten sowie zur Handlungsbeteiligten, die Texte produzieren und rezipieren. Texte sind somit auch nicht per se kohärent, wie dies die meisten Modellvorschläge bisher angenommen haben. Es sind vielmehr die Handlungsbeteiligten, die in einem Text den Zusammenhang stiften und diesen in der Textstruktur manifestieren, um ihn in einem komplizierten Verstehensprozeß wieder zu kontruieren, in dem Textinformationen und bereits vorhandenes Wissen eng zusammenwirken. Kohärenz ist vom Produzenten intendiert, vom Rezipienten wird sie erwartet und im Prozeß des Textverstehens Äußerungsfolgen zugeschrieben. (Heinemann / Viehweger 1991: 126)

Auch wenn die Definition „ganz ohne Zweifel noch nicht allen Anforderungen gerecht" wird, soll sie eine Alternative für die bisherigen Definitionen